



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1906

III. München. Die italienische Reise (1828)

urn:nbn:de:hbz:466:1-32940

an die Seite gestellt werden sollten. Heine, der nie ein warmer Verehrer des Alten von Weimar gewesen war, meint in einem Briefe an Moser vom 30. Oktober 1827: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt.“ In rührender Bescheidenheit fügt er hinzu: „Er fürchtet die heranwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdriest, daß er nichts mehr erschaffen kann.“ Und an Barnhagen schreibt er am 30. Oktober 1827 in allerdings richtigem Vorgefühl: „Er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine.“

Sein starkes Selbstbewußtsein ließ ihn sogar noch auf eine Anstellung in Berlin hoffen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ging er mit Cotta Verhandlungen wegen Eintritts in die Redaktion der Münchener „Politischen Annalen“ ein, und im Oktober entschloß er sich, Cottas Anerbieten für Januar 1828 anzunehmen. Wieder machte er (19. Oktober 1827) Barnhagen denselben häßlichen Vorschlag, gegen Intime vorzugehen; wieder ohne Erfolg. Ende Oktober reiste er über Göttingen und Kassel — wo er die Brüder Grimm besuchte — nach Frankfurt; hier verkehrte er freundschaftlich mit Börne, der in Heine einen, wenn auch nicht genügend ernstern Bundesgenossen im Kampfe gegen Reaktion und Goethe sah. Ende November traf er in München ein.

III.

München. Die italienische Reise. 1828.

Heine hatte sich für seine Stellung in München nur auf sechs Monate verpflichtet, weil er zunächst Land und Leute kennen lernen und erfahren wollte, ob das Klima seiner Gesundheit zuträglich sei. Die Redaktion der „Annalen“ führte er gemeinschaftlich mit Dr. Friedr. Ludw. Lindner; außerdem arbeitete er für die Zeitschriften „Das Ausland“ und „Morgenblatt“, wofür ihm Cotta, der nicht knauserig war und vorerst Heines Entzücken erregte, bis Juli 1828 hundert Karolin (fast 2000 Mark) zahlte. Trotzdem stand es um Heines Finanzen beständig schlecht.

Auch über sein körperliches Befinden hatte er anfänglich zu klagen; als er sich jedoch an das rauhe Klima gewöhnt hatte, lebte er auf und gab sich einem Dasein voll Anregung und Zerstreuung rückhaltlos hin.

München, über dessen Seichtheit und Kleingeisterei er sich am 1. April 1828 bei Barnhagen beschwerte, gefiel ihm bald so gut, daß er noch im September sein Leben als ein köstliches bezeichnete, an das er mit Sehnsucht zurückdachte (an Moser, 6. Sept. 1828). Am 1. April lobt er in einem Briefe an Barnhagen die „wunderschönen Weiberverhältnisse“, die er habe, „die indessen leider weder seine Gesundheit noch seine Arbeitslust beförderten“. In dieser Zeit erhielt er die Nachricht, daß Therese sich verlobt habe. Der Verlust der Geliebten traf ihn nicht schwer, da eine neue Neigung ihn fesselte. „Es war eine Gräfin Bothmer, die Schwägerin des Barons Tutchef, die sein liebebedürftiges Herz durch ihr feinsinniges Wesen tröstete und entzückte. Doch scheint er nie ernstlich auf den Besitz ihrer Hand gehofft und gerechnet zu haben.“¹⁾

Heines Mitarbeit an den „Annalen“ beschränkte sich auf einige kleine Aufsätze; die Redaktion überließ er gern seinem Kollegen Lindner. Daß höhere Beweggründe ihn nicht zum Schreiben veranlassen konnten, gesteht er selbst am 31. Dezember 1827 seinem Freunde Merckel; bei seinen Arbeiten, sagt er, liege viel Renommage zugrunde, indem er so der Welt zeige, daß er etwas anderes sei, als die sonettierenden Almanachspoeten. Und doch hätte er hier, wenn ihm daran lag, seine liberalen Ideen unter dem gebildeten Publikum zu verbreiten, die beste Gelegenheit gehabt, zumal Ludwig I. Vertreter der freisinnigen Richtung in angesehenen Stellungen brachte. Aber seiner Untätigkeit lag, wenn wir aus sehr bezeichnenden Umständen einen Schluß ziehen, eine bestimmte Absicht zugrunde: er wollte sich in den Augen der Regierung nicht bloßstellen, weil er eine Anstellung als Professor an der Universität zu erlangen hoffte. Er bat Cotta brieflich (ohne Datum, Strodtmann XX, S. 72), dem König seine Gedichte und Reisebilder in die Hand zu spielen; Cotta möge dem König andeuten, daß der Verfasser selbst viel besser und milder und vielleicht jetzt auch ganz anders sei als seine Werke; der König sei weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen und nicht nach dem Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Dem Dichter Michael Beer, der Heine bei dem ebenfalls dichtenden Minister von Schenk einführte und seine Anstellung empfahl, schrieb Heine eine günstige Rezension über das Trauerspiel „Struensee“, die ihm, wie er am 14. April 1828 Merckel gestand, schwer wurde und von ihm selbst als eine Lumpigkeit, d. h. als ignobel bezeichnet wurde (an Barnhagen, 1. April 1828). Er stellt in diesem Briefe den Grundsatz

¹⁾ Elfter, I, S. 54.

auf, „daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zuschulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nichts schadet, ja, daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen.“ Diesen echt „jesuitischen“ Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, präzisiert er später (III, S. 484) noch dahin, daß ein großer Mann, um große Zwecke zu erreichen, oft gegen seine Ueberzeugung handeln und zweideutig von einer Partei zur anderen übergehen dürfe; er müsse, wie der Hahn auf dem Kirchturm, mit dem Winde gehen, um sich zu halten.

Er ging noch weiter. In München lebte ein talentvoller politischer Abenteurer, Joh. Wit, genannt von Dörring, der als übelberüchtigte Persönlichkeit und als geheimer Polizeiagent der Regierung gemieden wurde. Heine kannte ihn als einen sehr unzuverlässigen Menschen (1. Dezember 1827), als ein mauvais sujet, das, weiß Gott, mit welchem Skandal noch enden werde (1. April 1828). Trotzdem trat er in ein enges Verhältnis mit ihm. Ueber die Beweggründe zu einer solchen Intimität, die Heine geflissentlich öffentlich machte, obgleich seine Freunde sie mißbilligten, spricht er sich in einem Briefe an Barnhagen vom 12. Februar 1828 offen aus: „Ich hab' ihn persönlich sehr gern und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionäre durch Mißtrauen von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist, zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe.“

Die Krone von allem aber ist die Tatsache,¹⁾ daß Heine seinem Freunde die Spalten der Annalen zugunsten des Diamantenherzogs von Braunschweig anbot, wenn Wit ihm einen braunschweigischen Orden verschaffe!

Am 23. Januar 1828 schreibt er an Wit: „Ich biete Ihnen aber die politischen Annalen an zum Sekundanten und es wäre mir lieb, wenn Sie mir sobald als möglich einen Auszug Ihrer Schrift („Versuch, die Mißverständnisse zu heben, welche zwischen dem König von England und dem Herzog von Braunschweig durch den Grafen Ernst von Münster herbeigeführt worden. Von einem Privatmann aus offiziellen

¹⁾ Elfter I, S. 52. Vergl. Deutsche Rundschau 91, S. 385 f.

Quellen". Hamburg 1828. Ein serviles Machwerk im Dienste des Herzogs; in der Vorrede ist der erzkonservative Metternich „der weise Fabius unserer Zeit“ genannt) gegen Münster hierhergeschickt wollen, damit ich solchen gleich abdrucken kann. . . . Seit Januar, wie Sie vielleicht wissen, stehen ich und Lindner auf dem Titelblatt der Annalen als Herausgeber, und da wäre es artig, wenn der Herzog von Braunschweig uns nächstens ebenfalls etwas senden möchte, nämlich für mich einen Orden und für Lindner ein Fäßchen Mumme. Merken Sie sich das.“

Der Herzog hat aber nichts gesandt, und auch Wits Schrift ist in den Annalen nicht erschienen.

Auch aus Heines Ernennung zum Professor wurde es nichts. Wir dürfen als sicher annehmen, daß ein so vornehm denkender Mann wie Ed. von Schenk es verschmähte, die Anstellung eines Schriftstellers zu befürworten, dessen Schriften, Leben und Charakter nicht die geringste Bürgschaft boten. Heine machte die „ultramontane aristokratische Propaganda“¹⁾ Münchens für seinen Mißerfolg verantwortlich und verfolgte sie, namentlich Döllinger und Görres, mit seinem unverföhnlichen Haß. Ueber König Ludwig I. goß er das Füllhorn seiner unflätigsten Angriffe, die sich nicht einmal andeutungsweise wiedergeben lassen.

Mit Juli gingen die „Politischen Annalen“ ein, und im selben Monat trat Heine die längst geplante Reise nach Italien an. Er reiste über Innsbruck, Trient, Mailand, Genua, Livorno nach Lucca, wo er die „glänzendste Zeit seines Lebens“ verbrachte. Er badete, kletterte auf den Bergen umher, „schwätzte“, was bei Heines Reisen nie fehlt, „mit schönen Frauen“, und jauchzte vor „Uebermut und Liebesglück berauscht“. Liebte er doch nicht allein die lebenswürdigsten Aristokratinnen, sondern wurde auch von ihnen geliebt (an Moser, 6. September 1828). Seine Nichte, die Prinzessin della Rocca, drückt denselben Gedanken in anderer Form aus:²⁾ „Hier (in Italien) hatte er in Liebe und Wonne geschwelgt und sich auch den Keim seiner Krankheit geholt; denn wie eine emsige Biene flog er von der einen zur anderen und wurde nie liebesfett.“ Das schreibt eine Frau!

Vom 1. Oktober ab weilte er sechs Wochen in Florenz, wo er an der Beschreibung seiner italienischen Reise arbeitete. Nie, schreibt er

¹⁾ Ganz ohne Grund, denn gerade damals (1. Sept. 1828) äußerte sich König Ludwig in einem Brief an den Minister Schenk mißtrauisch gegen Jesuiten und „kongregationistische Einflüsterungen“.

²⁾ Erinnerungen S. 81.

am 6. September 1828 an Moser, sei seine Liebe für Menschengleichheit und sein Haß gegen den Klerus stärker gewesen als jetzt — wo ihm die Stellung in München entgangen war — und er konnte seinen Gefühlen Luft machen, weil er eine Peitsche hatte, „die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe“ hinabreichte (an Salomon Heine, 15. September 1828).

Ende November wurde Heine, wie er behauptet, von einer plötzlichen Sehnsucht nach seinem Vater ergriffen. Er reiste schleunigst heim und fand, als er im Dezember in Hamburg ankam, ihn nicht mehr unter den Lebenden. Samsen Heine war am 2. Dezember 1828 plötzlich an einem Nervenschlag gestorben; des Sohnes Trauer scheint eine aufrichtige gewesen zu sein.

Bereits Anfang 1829 finden wir ihn in Berlin, wo er wieder mit Barnhagen, Robert, Junz und Moser verkehrte. Eine Zeitlang überwarf er sich mit Rahel, die ihm auf eine unverschämte Bemerkung scharf geantwortet hatte. Das war für ihn Veranlassung genug, ihr in den schönsten Ausdrücken eine Absage zukommen zu lassen. Er suchte indessen sein häßliches Betragen bald wieder gut zu machen. Wie Barnhagen und Rahel in dieser Zeit über ihn dachten, geht aus sehr bedeutenden Stellen in ihrem Briefwechsel hervor, in dem Heines übrigens nur nebensächlich gedacht wird.

Am 11. März 1829 schreibt Barnhagen an Rahel ¹⁾: „Er (Heine) muß sich in guter Geistesluft konservieren, denn er hat viel in sich, was leicht verdorben geht.“ Rahel an Barnhagen am 13. März 1829 ²⁾: „Heine wird sich immer von neuem besudeln, denn auch dem ist's genug, ein Mergerniß zu geben, sollte er auch selbst als kotiger Harlekin oder Henker umherlaufen müssen.“ Am 15. März schreibt sie ³⁾: „Das Résumé, welches ich heraushebe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, sonst wird's inhaltleer und höhlt zur Manier aus. Aber begründete Kritik hat er nicht, weil ihm in der Tiefe der Ernst und das höchste Interesse fehlt, welches allein Zusammenhang und zusammenhängendes Interesse gewährt. Er kann sich und Goethe, seinen und dessen Ruhm verwechseln . . . denkt überhaupt, was ihm ent schlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug.“ Am folgenden Tage bestätigt Barnhagen die Aussprüche seiner Frau und fügt hinzu, ⁴⁾ so ein Talent werde, wenn es keine

¹⁾ Briefwechsel VI, S. 344. — ²⁾ Daf. S. 353. — ³⁾ Daf. S. 356, 357. — ⁴⁾ Daf. S. 365.

Burg im Hintergrunde habe, „endlich als gemeiner Ruhestörer auf Steckbrief eingefangen und nehme ein jämmerliches Ende“. So urteilten über Heine, noch ehe dessen schlimmste Schriften erschienen waren, zwei geistig bedeutende Menschen, die sein Talent zu schätzen wußten und seiner vernichtenden Tendenz nicht feindselig gegenüberstanden.

Mitte April siedelte Heine nach Potsdam über, wo er drei Monate lang emsig an den Reisebildern aus Italien arbeitete, in denen er mit allen seinen Feinden endgültig Abrechnung halten wollte. Um keinen zu vergessen, hatte er sich, wie er Mai 1829 (Strodtmann XX, S. 109) schrieb, eine Liste angelegt von allen, die ihn jemals zu kränken gesucht. Wir würden diesen Zug von Rachsucht für scherzhaft gemeint halten, wenn nicht seine Schriften sowie andere gewichtige Zeugen den Ernst bewiesen. „Der Trieb nach persönlicher Rache,“ sagt Heinrich Laube ¹⁾, „oder wenigstens nach persönlicher Genugthuung war zu stark in Heines Naturell. Auge um Auge, Zahn um Zahn war jüdisch-biblisches tief eingeprägt in seinem Wesen.“ Camilla Selden schreibt, daß Heine in seinen letzten Lebensjahren, als er an seinen Memoiren arbeitete, äußerte ²⁾: „Ich halte sie (die Feinde), weder tot noch lebendig können sie mir jetzt entschlüpfen. Wer es gewagt hat, sich an mir zu vergreifen, kann sich freuen, wenn er diese Zeilen liest. Heine stirbt nicht, wie der erste beste, und die Krallen des Tigers werden auch noch nach dem Tode des Tigers zerfleischen.“

Ende September reiste Heine, nachdem er noch zwei Monate auf Helgoland zugebracht, nach Hamburg, wo er in fliegender Eile, vom Verleger Campe gedrängt, an der Vollendung des neuen Bandes der Reisebilder arbeitete, der im Januar 1830 die Presse verließ und sein literarisches Jena wurde; er zeigt den Dichter in seiner tiefsten Erniedrigung. Ob Heine bei ruhigerer Ueberlegung die anstößigsten Stellen noch gestrichen oder abgeschwächt hätte, erscheint aber trotzdem recht zweifelhaft.

IV.

Der dritte Band der Reisebilder.

Die Beschreibung der Reise von München nach Genua bietet manches Erfreuliche. Einzelne Schilderungen von Land und Leuten gewähren trotz ihrer Oberflächlichkeit einen echten Genuß. Beschreibungen, wie die

¹⁾ Gartenlaube 1868, S. 25. — ²⁾ S. 56.